

Marisa Siguan (Universitat de Barcelona)
marisasiguan@ub.edu

An den Grenzen des Sagbaren: der literarische Diskurs des Holocaust.

Dieses Erlebnis ist nicht salonfähig. Neulich sprachen wir hier in Göttingen beim Nachttisch von Engpässen, die wir erlebt haben, etwa ein Aufzug, der steckenbleibt, Tunnel, die zu lang sind [...], wir sprachen über alles, was klaustrophobisch wirken kann, und auch, schon näher an meiner Erfahrung, von den Luftschutzkellern in der Kindheit einiger der Anwesenden. Ich hatte meine Fahrt im Viehwagon anzubieten und habe natürlich unentwegt daran gedacht, aber wie soll ich das beisteuern? (Klüger 1999: 110)

Ruth Klüger, österreichische Jüdin, die als Kind in verschiedene Konzentrationslager, unter ihnen Auschwitz, deportiert wurde, hat an klaustrophobischen Erinnerungen ihre Fahrt im Viehwagon zum Konzentrationslager anzubieten. Nur, wie kann man das überhaupt erzählen? Es ist, wie sie sagt, nicht salonfähig. Nicht das Erzählen, überhaupt das Erlebte. Alle Überlebenden der Konzentrationslager stellen sich diese Frage: Wie kann man den Horror erzählen, ihn benennen? Wie kann er überhaupt glaubbar gemacht werden? Kann man den Horror schildern? Kann der Schmerz verständlich gemacht werden?

Jean Améry, der sich das gleiche Problem stellt, formuliert es folgendermaßen: "Das Wort entschlüft überall dort, wo eine Wirklichkeit totalen Anspruch stellt. Uns ist es längst entschlafen. Und nicht einmal das Gefühl blieb zurück, dass wir sein Hinscheiden bedauern müssten" (2002: 37).

In all diesen Aussagen geht es um den Versuch, das Unglaubbare, Udenkbare zu erzählen, zu schildern, zu benennen. Zu schildern ist die Erfahrung des absoluten Horrors, des "radikal Bösen". Eine Erfahrung, die als solche, als Erlebnis und Gefühl, für das Individuum jenseits der Sprache liegt und wofür die Schriftsteller eine Erzählsprache suchen, um sie glaubwürdig zu machen, um sie für die Erinnerung aufzubewahren, um sich beim Benennen von ihr zu erlösen oder um sich am Erlebten zu rächen: Imre Kertész, ein weiterer Überlebender aus den Konzentrationslagern, schreibt in einem Aufsatz über Jean Améry, dass er selber zu schreiben anfing, um endlich zum benennenden Subjekt zu werden, um zu agieren, um von der passiven Kondition des Opfers loszukommen (1996, 17-18). Schreiben ist in diesem Kontext im Wesentlichen gefährdete Ichkonstruktion, Wiedergewinnung der eigenen Individualität, und Zeugentum.

In meinem Vortrag soll es um die Erläuterung dieses Themenkomplexes gehen. Dabei sollen folgende Ansätze beachtet werden:

Literarische Tradition als Chiffre: der Wert des Ungesagten

Literatur als Überlebenshilfe

Wie schreiben? Charles Bovarys Mütze und die Realismuskritik